

FarmarbeiterInnen erheben ihre Stimme



„Wir rackern uns ab, aber wir werden nicht aufhören, für unsere Rechte zu kämpfen.“

Leben auf der Farm

Etwa die Hälfte der ArbeiterInnen ist fest angestellt und lebt direkt auf den Farmen. Dort sind sie jedoch komplett abhängig von ihrem Arbeitgeber.



Der Lohn der Eltern reicht kaum für das tägliche Brot. Wenn der Farmbesitzer nicht in die Häuser investiert, können die Familien nur von einem neuen Anstrich oder anständigen Möbeln träumen.



Was für Touristen wie ein kleines Idyll aussieht, ist in Wahrheit eine heruntergekommene Hütte ohne sanitäre Einrichtung, in der mindestens acht Personen hausen müssen.



Es wäre ein Leichtes, Wasseranschlüsse in die Häuser der ArbeiterInnen zu legen. Diese müssen froh sein, wenn das Wasser, das aus der Leitung kommt, überhaupt trinkbar ist.

Leben im Township

Vor allem SaisonarbeiterInnen und Tagelöhner sind, nachdem sie Arbeit und Wohnraum auf den Farmen verloren haben, in die umliegenden Städte gezogen.



Die ArbeiterInnen werden bei Wind und Wetter mit Lastwagen morgens abgeholt und kommen spät abends wieder nach Hause.



Viele FarmarbeiterInnen haben auf bessere Infrastruktur in den Townships gehofft. Oft sind es aber nur Strom und fließend Wasser oder ein kürzerer Weg zur Schule.



Ein ganzes Leben voll harter Arbeit und am Ende bleibt nichts als eine windschiefe Wellblechhütte.

Arbeitsbedingungen

Obwohl die gesetzlichen Voraussetzungen in Südafrika gegeben sind, werden auf den Farmen zum Teil die minimalsten Arbeitsschutzgesetze nicht eingehalten.



Ohne Schutzkleidung und ohne auf die Gefahren der Pestizide, mit denen sie arbeiten, hingewiesen worden zu sein, sprühen die Arbeiter das Pflanzengift auf die Reben – bis zu zwölfmal jährlich.



Viele Frauen wurden aus festen Anstellungen nach den Streiks entlassen und als Tagelöhnerinnen auf denselben Farmen wieder eingestellt. Oft werden sie nicht nach Stunden sondern nach Akkord bezahlt.



Kein Platz zum Ausruhen am Tag und oft lange Wartezeiten nach Ende der Arbeitszeit, bis sie ein Lastwagen wieder zurück in die Wellblechhütten fährt, aus denen sie in den frühen Morgenstunden aufgebrochen sind.

Kampf für mehr Rechte

Wer seine Rechte nicht kennt, kann sich auch nicht für deren Umsetzung stark machen.



Bei den Streiks geht es nicht nur um die Forderung nach einem höheren Mindestlohn sondern vor allem auch um das Ende der rassistischen Diskriminierung auf den Farmen.



Vor dem Streik 2012/13 erhielten die ArbeiterInnen 80 Rand (6 €) am Tag. Sie gingen für 150 Rand in Anlehnung an die Lohnforderungen der Minenarbeiter von Marikana auf die Straße.



Die streikenden ArbeiterInnen in Robertson blockierten die Zufahrtswege zu den Unterkünften in Nqubela.

Leben und leben lassen

Lebens- und Arbeitsbedingungen aus dem 19. Jahrhundert treffen auf globalisierte Handelsstrukturen. Hier ist solidarisches Handeln gefragt.

„Wir möchten für unsere Kinder eine Zukunft bauen, damit sie nicht auf den Farmen arbeiten müssen sondern ihre Träume leben können.“



„Wir appellieren an unsere Brüder und Schwestern, sich mit uns zu solidarisieren, dass wir endlich ein besseres Leben auf den Farmen führen können.“

„Die Leute aus Übersee sollen kommen und sehen, wie wir tatsächlich leben. Sie sollen genau hinschauen, wer ihre Früchte produziert und wie sie leben.“

„So können wir nicht weiterleben, wir müssen dafür sorgen, dass sich was ändert!“

„Boycottiert die Früchte und den Wein von den Farmen, auf denen immer noch sklavensähnliche Zustände herrschen. Tut es für unsere Kinder, denn sie haben sonst keine Zukunft.“

